

„Die ganze Wartburg im Kopf durch Rom tragen“

|| Friedrich Christian Delius' Erzählung
„Bildnis der Mutter als junge Frau“¹

Die Literatur ist immer verdächtig. Nicht nur den Theologen. Sie wohnt an der Einbruchsstelle der Phantasie, im Grenzland von Realität und Imagination, steht in buchstabensatter unauflösllicher Verbindung zu Lug und Trug, zu Faulheit und Verrücktheit, kennt Taugenichtse und Kronenwächter, Danziger Zwerge und Ritter vom Geiste, konspiriert mit letzten Mohikanern, See- und Steppenwölfen, löst lautlos die Fesseln von Zeit, Raum und Logik, kurz: Die Literatur, ganz zweifellos ein Zechkumpan der Sünde, bedroht nicht weniger als die menschliche Ordnung. Die Literatur ist nicht nur mit der Freiheit verschwistert, sie ist Freiheit ihrem Wesen nach. Und eben das lässt sie nicht in die Reihe der Arglosen zurücktreten.

Verdächtiger noch als die Literatur sind nur die Literaten selbst, die, nicht selten nach einer umfangreichen wissenschaftlichen Ausbildung, aus der Ursuppe der Wissenschaften, dem Erkenntnismonopol der Vernunft, ihr eigenes, seltsam wahres literarisches Süppchen kochen. Denn die Wahrheit ist nicht nackt, wie uns die allerorten nachwachsenden Registratoren, die Unternehmensberater und kalkulierenden Erbsenzähler glauben machen wollen. Die Wahrheit ist in Geschichten verpackt. In große und kleine Erzählungen, versteckt, verhüllt, vermittelt: Die Poeten präsentieren sich und uns den Menschen als Geschichten erzählendes Tier. Die Suche nach dem Wesen der Dinge ist also bei den wunderbaren Falschmünzern, den Eingeweihten in die geheimnisvolle Dreieinigkeit von Wahrheit, Wein und Wahn, den Flunkerkönigen und Phantasten in allerbesten Händen. Nun also: Auftritt der Literatur!

Eine Stadt erobert man sich zu Fuß. Zumindest in friedlicher Absicht. Mit Blick auf das Besondere, Andere, Fremde. Auf das Rätselhafte und Unverständliche. Auf das Überraschende und Liebenswerte. Für keine Stadt mag diese Baedeker-gestützte Eroberungsempfehlung so gelten wie für das Sehnsuchtsziel unzähliger Reisender – für die Stadt

1 Überarbeitete Fassung einer Rezension unter dem Originaltitel „Auf stillen Wegen durch Rom – Friedrich Christian Delius' Erzählung ‚Bildnis der Mutter als junge Frau‘“, in: Literaturjournal „Lesart“, Heft 4/2006, sowie eines Radio-Essays für den Deutschlandfunk / DEUTSCHLANDRADIO KULTUR.

Rom. Und so sind die Wege, die durch die Ewige Stadt führen, so ungezählt wie vielfältig. Über Jahrhunderte beschritten von Einheimischen wie Fremden, von Legionären und Päpsten, von Caesaren und Poeten, ein Gewirr von Straßen und Gassen, aus Trümmern erbaut, zu Trümmern zerfallen, ausgelegt wie ein Gitternetz über einem lebensprallen Friedhof der Antike. Und so wandert, wer sich einreicht in den Strom der Besucher, auch immer auf den Pfaden derer, die das Bild der Stadt geprägt, beschrieben, überliefert haben. Folgt den Spuren derer, die mit ihren zur Literatur gewordenen Gedanken und Notizen das Bild der Stadt in die Welt trugen, folgt den frühen Pilgern auf christlichen Spuren, den Bildungsreisenden des 18. Jahrhunderts, die ihre Kavaliertour zur wohligen Vollendung der Geistes- und Herzensbildung im Zentrum von Kultur und Christentum münden ließen, folgt den in ihren nördlichen Heimatländern fußkalt gewordenen Poeten des 20. Jahrhunderts, die in Rom, in einem anderen Licht, unter einem fremden Himmel ihren eigenen in der Kunst zu finden hofften. Flaneure der Kunst. Und Flaneure ihrer selbst: Über die Kunst der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Gehen, beim weihvollen Schreiten wie zeitenthobenen Schlendern durch diesen bildungsbürgerlichen Wallfahrtsort von Kunst und Kultur, von Katholizismus und Kanon, lässt sich in den großen wie kleinen Schriften ihrer Besucher und Bewunderer lesen. Wer in Rom einen Fuß auf das Pflaster setzt, steht inmitten europäischer Literatur.

Keine *Reisebilder*, keine *Römischen Elegien* begleiten die junge Frau, die an einem Januartag einen Spaziergang durch die Stadt Rom unternimmt. Die junge Mecklenburgerin ist auf dem Weg zu einem Konzert in der evangelischen Kirche in der Via Sicilia. Die Haare fest verzurrt, zum Dutt kommandiert, in unauffälliger Kleidung, den dunklen Hut wie einen Schutzschirm tief ins Gesicht gezogen.

Seit nunmehr neun Wochen lebt sie in Rom, teilt sich mit einer anderen jungen Frau ein Zimmer im Diakonissenheim der evangelischen Kaiserswerther Schwestern und wartet auf die Rückkehr ihres Mannes. Mit der Berufung ihres Mannes, eines protestantischen Militärgeistlichen, in das Zentrum des Katholizismus, war auch sie nach Rom gekommen. Doch bereits am zweiten Tag ihres Aufenthalts erfolgt seine überraschende Versetzung an die nordafrikanische Front nach Tunis. Seine Rückkehr bleibt ungewiss. Die junge Frau bleibt allein zurück. Und macht sich an diesem Samstagnachmittag, im Januar des Jahres 1943, hochschwanger auf den Weg zur deutschen protestantischen Kirche.

„Laufen Sie, junge Frau, laufen Sie, wenn Sie wollen laufen, der Kind sich freut, wenn Sie laufen, hatte Dr. Roberto in seinem lustigen Deutsch mit kräftiger italienischer Betonung gesagt“,

... und so läuft die Protagonistin der wunderbaren Erzählung von Friedrich

Christian Delius von der Via Alessandro Farnese zur Piazza del Popolo, vorbei an der Villa Borghese über die Via Veneto bis zur Christuskirche der Lutheraner in der Via Sicilia. Eine gute Stunde dauert dieser Weg durch die römische Hauptstadt und dieser Gang durch das sie so befremdende wie beeindruckende Rom bestimmt den Gang der Handlung. Die äußere Topographie der Stadt wird zum Widerschein der inneren Landschaft der jungen Deutschen, verbindet sich zu einer zwiespältigen Bewegung aus staunender Faszination und angstvoller Distanz.

„*Deutsche Ordnung und fromme Ordentlichkeit*“ sollen helfen, der berauschenden Zumutungen der Stadt Herr zu werden, und so bildet für die an Demut und Anspruchslosigkeit geschulte Tochter eines Predigers die volksmissionarisch zubereitete Weisheit der Bibel das Rüstzeug ihrer Begegnungen mit der überbordenden Pracht:

„aber wo Furcht ist, hilft der Glaube, auf diese Erfahrung konnte sie bauen, denn auch gegen das undurchschaubare, unheimliche Meer namens Rom half die Bibel, zum Beispiel der bei einer Morgenandacht zitierte Satz aus den Psalmen, Nähme ich die Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch auch dort deine Hand führen und deine Rechte mich halten“

Beim Blick auf die Kuppel des Petersdoms schiebt sich die Wartburg, wie ein Sinnbild der Sehnsucht nach Lebens- und Glaubenssicherheit vor die Papstkirche. Wie eine Inseln Springerin, von einem sicheren, also protestantischen Hafen zum vertrauten nächsten bewegt sie sich durch die Stadt. Erstmals in ihrem Leben auf sich selbst gestellt, berühren sich beim Blick auf Kunstwerke und Sehenswürdigkeiten, an denen sie entlang wandert, erlebte Gegenwart und erinnerte Vergangenheit. Wenn nur das ABC des Gesangbuchs recht die Seele fülle, werde sich die Welt schon buchstabieren lassen! Doch die Statuen und Monumente der Stadt, die Gesichter und Gebärden der Einheimischen bleiben Zeichen, die sie nicht zu lesen gelernt hat. Unverständlich. Dunkel. Seelenlos.

Die dem engen religiösen Kreis entlehnte Sprache lässt sie im Angesicht des so Fremden, Anderen, Unentzifferbaren sprachlos zurück. Ihre geborgte Sprache wird eine Sprache der Angst.

Dort, wo die Klassiker wie Wegelagerer den Weg versperren, den Bildungsbeflissenen den Schritt verlangsamten, die inneren Geschichten beginnen lassen, huscht sie, angstvoll, mit gesenktem Kopf vorüber.

Nichts, was sie sieht, kann sie mit Bedeutungen füllen. Worauf eine Inschrift, ein Bild, eine Anspielung zielt, welche Fenster zu welchem Himmel und welcher Hölle sie aufstoßen, weiß sie nicht. Sie schwimmt in der Zeit, nirgends ein Halt: Ein Poseidon bleibt ein Mann mit Gabel, nur die „verständlichen“ Buchstaben GAS auf den Kanaldeckeln trösten über die unverständlichen SPQR hinweg.

„sowieso war es besser zu schweigen, und als Frau hatte man sich erst recht zurückzuhalten, wie schnell springt ein Einfall, ein Gedanke aus dem Mund, unbedachte Worte konnten dem Feind nützen, Feind hört mit!, hatte sie gelernt, oder für einen selbst gefährlich werden, es gibt die Waffen des Schweigens und die Waffe der Worte, hatte sie beim BDM gelernt, und da sie es ohnehin vorzog zu schweigen, vor allem dann, wenn sie ihrer Gedanken nicht sicher war und die leisen Zweifel nicht besänftigt waren, wusste sie, was ihre Aufgabe war, geduldig in Gott zu vertrauen und ihren Weg unbeirrt weiterzugehen“

Der Krieg, so hofft sie, bedeutet nur eine Unterbrechung, einen Aufschub des versprochenen Glücks, der „römischen Freuden“, wie ihr Mann es nennt. Und so trägt sie die unverdaut gebliebenen kunsthistorischen Fingerzeige und lutherisch geschulten Erklärungen ihres Mannes wie einen Wechsel auf die Zukunft bei sich, verbindet den Blick auf gemeinsam Gesehenes mit der Erinnerung an die kurzen Szenen des Glücks, sucht in Chorälen und Evangelischem Gesangbuch die protestantische Erwidern auf die vor ihren Augen ausgebreitete katholische „Liederlichkeit“,

„der als heilig verehrte Vater auf einem prächtigen Stuhl sitzend durch die Kirche getragen und von der Menge mit stürmischem Beifall begrüßt“,

erscheint ihr wie ein Sieger im Olympiafilm, wie der Führer in der Wochenschau, der katholische Gottesdienst ein Heiden-Theater. Doch ihr Bekenntnis vermag nicht zwischen protestantischer Glaubenssprache und politischer Propaganda zu unterscheiden, mischt sich zu einem bizarren Konglomerat von Frömmigkeit und Faschismus. Wo das Gesehene ohne Anbindung in der Zeit bleibt, bleiben alle Zeichen dieselben:

„sie war froh, dass sie das alles nicht lesen konnte und nicht lesen musste, auch in Deutschland hatte sie keine Zeitung gelesen, es war besser, nicht zu viel zu wissen, nicht zu viel zu sagen, nicht zu viel zu fragen, die schlechten Nachrichten erfuhr man immer noch früh genug und die guten Nachrichten fanden sich sowieso nur in Briefen, und gerade jetzt, wo es in Russland nicht gut aussah für die Deutschen und die Italiener“

Die junge Frau, die Delius in der zweifachen Perspektive der Außen- und Innensicht so kunstvoll wie atmosphärisch genau porträtiert, bleibt gefangen in einer norddeutsch geprägten religiös reduzierten Sprache, im Korsett eines formelhaften Katechismus, einer Sprache, die nur Schwarz und Weiß kennt, der das Bunte unbeschreibbar bleiben muss, die Eindeutigkeit mit Wahrheit verwechselt.

Wer zur Welt kommen will, muss zur Sprache kommen. Sich Weltfähigkeit durch Sprachfähigkeit erlesen. Denn der Beginn der eigenen Sprache, der Lesbarkeit von Welt, ist die Literatur. Und die Literatur beginnt mit dem Lesen, der intimen Wiederbegegnung mit dem Eigenen als Fremdem, Verwandeltem. Es sind die Worte des Liebsten, Feldpostbriefe des geliebten Mannes, die sie lesen lernen lassen:

„und sie legte nach der Lektüre mindestens eine Formulierung in ihr Gedächtnis und trug sie mit sich herum bis zum nächsten Brief, damit einige seiner Worte den Tag und die Nacht und im Traum und am Morgen bei ihr blieben, mit ihr gingen, in ihr strahlten“

Wort für Wort, Schritt für Schritt öffnet sich ihr Blick für das Rätselhafte, Undurchschaubare, dem sie begegnet und löst ihre Gedanken aus den starren Bindungen einer Welterklärung, die, wie sie spürt, ihr inneres Gleichgewicht nicht mehr herzustellen vermag. Als sie am Ende ihres Weges die Christuskirche betritt, erhebt sich wie als Ausdruck der Verwandlung der inneren Landschaft die Apotheose der Musik Johann Sebastian Bachs ...

Die Musik schenkt die Sprache, setzt in Töne, was nicht gesagt werden kann, und worüber zu schweigen dennoch unmöglich ist: Als sei die Musik wie die Dichtung der Psalmen übersetzte Theologie. Hörbar gewordene Heimat.

Diesen Gedankenstrom aus Empfindungen, Erinnerungen und Bildungspartikeln erfasst Friedrich Christian Delius in einem einzigen melodisch abgefederten Satz, einem Satz, der sich, rhythmisch unterbrochen von Kommata und Leerzeilen über 120 Seiten hinweg erstreckt, bis er schließlich in dem einen Punkt mündet, der das Mündliche ins Schriftliche trägt, das innere Erleben mit dem äußeren verbindet: Dem Entschluss der jungen Frau, ihre Eindrücke, Empfindungen, Gedanken dieses Nachmittags in einem „langen, langen Brief“ an den fernen Geliebten festzuhalten. Wer zur Welt kommen will, muss zur Sprache kommen.

Delius gelingt eine Porträtstudie von bestechender Eleganz, eine Tiefenbohrung in die Welt protestantisch überformter Sprache als Sprachlosigkeit, die stilistisch brillanter nicht sein könnte.

Und er offeriert augenzwinkernd nicht weniger als das Wesen der Literatur, die teilnehmende Beobachtung, in geradezu ursprünglichster Bedeutung: Denn derjenige, der im Bauch der jungen Frau durch die Ewige Stadt bewegt wird, wird gut sechzig Jahre später ihren Spaziergang durch Rom imaginieren und ein zutiefst liebevolles „Bildnis der Mutter als junge Frau“ zeichnen. Und der Rom-Literatur eine unverwechselbare Stimme hinzufügen.

Es ist das Gedächtnis der Dichter, das lebendig hält, was war. Und es ist ihre Sprache, die die Temperatur angibt.

Die Musen schlafen nicht. Wussten die Griechen.

Und die Literatur arbeitet daran, uns wach zu halten. Damit wir nicht sprachlos vergessen.

Friedrich Christian Delius: Bildnis der Mutter als junge Frau, Erzählung, Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2006.